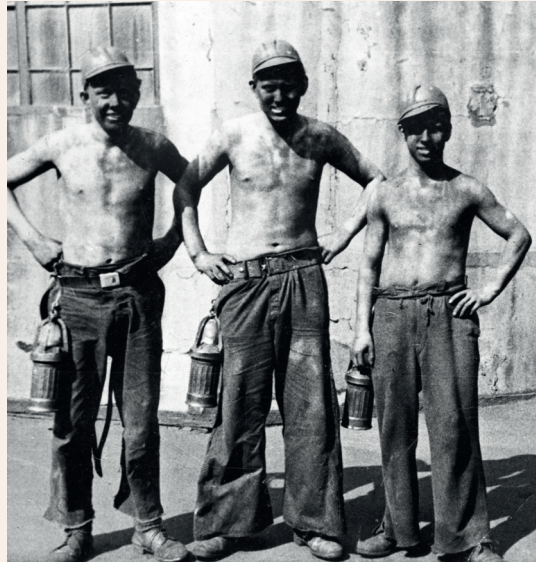


Schlaf- und Kostgänger

Auf dem Sofa in der Küche die Nacht zu verbringen, war für viele Arbeiter normal. Sie hatten sich für kleines Geld als Schlaf- und Kostgänger in Familien einquartiert, denn Wohnungen waren Mangelware, nachdem Menschen in Massen ins Ruhrgebiet geströmt waren. Die folgenden Zahlen vermitteln einen kleinen Eindruck, was hier los war:

„Der größte Arbeitermangel herrschte auf den Zechen, deren Belegschaft allein zwischen 1880 und 1913 von 80.000 auf annähernd 400.000 wuchs.“ (s. Brüggemeier/Niethammer: Schlafgänger, Schnapskasinos und schwerindustrielle Kolonie, in: Fabrik, Familie, Feierabend)

Die dörflichen Strukturen in der Region waren auf diesen massenhaften Arbeitskräftezufluss in keiner Weise eingerichtet – so war es auch in Bochum. In den rasant wachsenden Städten entstanden Zechenkolonien, die den Bedarf nicht ansatzweise decken konnten. Deshalb stand der Markt für private Mietwohnungen im Zentrum. Diese waren in aller Regel teuer und boten schlechte Wohnverhältnisse ohne sanitäre Anlagen. Oft halfen sich die Arbeiter deshalb, indem sie sich zusammentaten: mehrere Familien mieteten eine Wohnung gemeinsam oder es wurde eben einfach nur ein Bett in einer fremden Familie angemietet. Dazu kamen als letzte Möglichkeit – in der Regel sehr unbeliebte – von Unternehmen bereitgestellte Männerheime mit Schlafsälen und strenger Hausordnung.



Der eklatante Wohnungsmangel wurde dadurch kompensiert, dass man möglichst viele Menschen im vorhandenen Bestand zusammenpferchte.

Durch die Anwerbetätigkeit der Zechengesellschaften kamen häufig geschlossene Gruppen aus einem Ort ins Revier. Es lag also nahe, dass sie auch in der Fremde zusammenblieben. Sie holten Verwandte und Bekannte nach und bildeten Anlaufstellen, die den massiven Wohnungsmangel auffangen halfen, teilweise bauten sie auch selbst.

1893 wohnten in Bochum-Nord ca. 50 % der Arbeiter zur Miete, zusätzliche 28 % als Untermieter oder Schlafgänger. Um 1914 soll es 80.000 Schlafgänger allein im Ruhrbergbau gegeben haben.

Vielen Zugewanderten dürfte das Leben in einem fremden Haushalt vertraut gewesen sein – schließlich hatten sie auf dem Land als Knechte auch in einem abgetrennten Bereich von Haus oder Stall gelebt oder im eigenen Haushalt Schlafgänger beherbergt.



Die zusätzliche Einnahme half vor allem in Krisensituationen, wenn also der Haupternährer krank war, als Invalide ausfiel oder die Mutter wegen zahlreicher Kinder nicht arbeiten gehen konnte.

Für die Schlaf- und Kostgänger hatte das Leben in einer fremden Familie viele Vorteile: sie waren in der ‚neuen Heimat‘ nicht isoliert, konnten sich schnell zu Hause fühlen, die Frauen erledigten die Wäsche, kauften ein und kochten gegen Aufpreis.



Da die meisten im gleichen Beruf arbeiteten und eine ähnliche Zuwanderungsgeschichte hatten, kann davon ausgegangen werden, dass das Miteinander eher reibungslos funktionierte.

Es ist nachgewiesen, dass Bergleute häufiger als andere Arbeiter unter ihresgleichen wohnten – das trifft auch auf die Schmechtingstraße zu.



Mutter und Elisabeth mit Wäsche hinterm Haus (1943)

Wäsche waschen, Strümpfe stopfen, Arbeitskleidung flicken, Essen kochen, Kinder, Vieh und Garten versorgen, einkaufen und Vorräte anlegen – der Arbeitstag der Frauen in den Arbeiterfamilien begann um 1900 früh und endete spät. Sie machten das Feuer im Herd, kümmerten sich um Essen und Getränke für die Arbeit, waren zuständig für die gesamte Kleidung der ganzen Familie und reparierten, was immer ging, selbst. Nicht selten waren sie das heimliche Familienoberhaupt, vor allem, wenn der Ernährer krank war oder einen Unfall erlitten hatte. Dazu kamen in über 50 % der Familien Schlaf- und Kostgänger. Von ihnen erhielten sie drei Mark Schlafgeld und eine Mark Kochgeld. Ein Vorteil für beide Seiten: die Untermieter mussten nicht für jede kleine Flickarbeit Geld ausgeben, die Hausfrauen erwirtschafteten einen dringend benötigten Zuverdienst. Und im besten Fall entstand eine gute Gemeinschaft, basierend auf familiären, verwandtschaftlichen oder landsmannschaftlichen Bindungen.

Am anstrengendsten waren die Waschtage. Dafür standen nur in Ausnahmefällen Waschküchen zur Verfügung. Die Gebäudebücher listen in der Gründerzeit für die Schmechtingstraße hier nur die Nr. 4 und 6 sowie Nr. 16 auf, in Nr. 31 war 1920 für 3000 Mark eine Waschküche eingebaut worden. Da mit der Erschließung der Straße aber auch die Kanalisation gelegt wurde, war Wasser

auf jeden Fall in den Häusern vorhanden und musste nicht aufwendig von Zapfstellen oder Brunnen geholt werden. Gerne wurde das weiche Regenwasser an einer Regenrinne im Hinterhof aufgefangen, damit konnte man Seifenpulver sparen. Die meisten Frauen wuschen ihre (große) Wäsche also im Keller oder in der Wohnküche.

Einmal in der Woche hieß es: den Kessel einheizen und riesige Wäscheberge sortieren, einweichen, einseifen, kochen, rubbeln, spülen und wringen, alles in Handarbeit. Dazu kam das Bleichen, Bläuen und Stärken der mit Spitzen und Rüschen besetzten Feinwäsche und der Sonntagswäsche der Männer, wollten sie sich dann doch nur mit steifen Stehkragen und Manschetten sehen lassen. Für die Frauen fiel der Sonntag aus, wenn ihre Männer samstags Nachtschicht hatten. Dann musste die Arbeitskleidung am Sonntag gewaschen und geflickt werden.

Die schwere nasse Wäsche wurde im Keller oder Hof aufgehängt und in der Wohnung mit auf dem Küchenherd erhitzten Plätteisen gebügelt. Früh mussten die Mädchen bei der harten Arbeit helfen. Bei Familien mit kleinen Kindern hing täglich Wäsche zum Trocknen über dem Herd. Eine Wringmaschine lockte zwar im Schaufenster, blieb aber mit 20 bis 45 Mark für eine Arbeiterfamilie fast unerschwinglich – ein Hauer brachte durchschnittlich nicht mehr als 100 Mark im Monat nach Hause. Auch in der Schmechtingstraße

suchten sich deshalb viele Hausfrauen zusätzlichen Verdienstmöglichkeiten. Das konnte private Heimarbeit sein wie Nähen und Bügeln, aber auch eine Trinkhalle (Nr. 35) oder ein kleiner Obst- und Gemüsestand wurde hier von Frauen betrieben. Viele Bergleute erlitten im Laufe ihres Arbeitslebens schwere Unfälle und wurden Invaliden oder sie starben früh.

Dann eröffneten manche der Ehefrauen und Witwen Kolonialwarengeschäfte, um das Einkommen für die Familie zu sichern, so z.B. die Frau des Invaliden August Ludwig in der Nr. 1 oder die Witwe Anna Meier in der Nr. 19.

„Das war viel Arbeit! Wenn die Mutter Wäsche hatte, und früher hatte man keine Waschküche, da wurde in der Küche gewaschen. Wenn wir morgens wach wurden, war die schon fertig mit Waschen und die hatte ja viel Wäsche. Die Wäsche wurde durch eine Mangel gedreht Dann wurde die draußen oder auf dem Boden aufgehängt.“ (E. F.)

„Das war ein Problem. Also im Vorderhaus war im Keller eine Waschküche. In dieser Waschküche standen zwei oder drei Bottiche, so große, wo die Wäsche dann gespült wurde. Dann war da so ein Ofen, so 'n Kessel. Da wurde die Wäsche reingetan mit Wasser und unten war ein Feuer, das wurde gestocht und meistens abends schon angesetzt, damit die Wäsche auch bis morgens richtig schön durchgekocht war. Dann war die Brühe glühend heiß. Wir hatten so Bretter mit einem langen Stiel. Die Wäsche wurde damit rausgeholt und durch die Mangel gedreht. Und was da rauskam, das kam in den Spülbottich, in den ersten, dann wurde das gespült und dann kam das in den zweiten und wurde nochmal gespült. Der Tag war im Eimer. Da wurde einen ganzen Tag von fünf Wochen die Wäsche gewaschen, ich meine, so viel Wäsche hatte man ja zu der Zeit auch gar nicht. Meistens war das ja alles Kochwäsche, lange Unterhosen von den Männern und so was alles. Und dann wurde die vorne auf der Wiese zum Bleichen ausgelegt.“ (L. G.)